

rend mit der Institutsgeschichte auseinander. Auch die Extraordinarien sind im Blick auf ihre Rolle im Dritten Reich in die Darstellung einbezogen. Über „Das Seminar für Mittlere Geschichte des Historischen Instituts 1933–1945“ berichtet Johannes Piepenbrink, derzeit Mitarbeiter am Zeitgeschichtlichen Forum Leipzig (363–383). Hier stehen bekannte Historiker wie Hermann Heimpel und Erich Maschke im Mittelpunkt, deren Affinitäten zum Dritten Reich nicht zu übersehen waren. Ihr Werdegang und ihre historiographischen Erträge werden vorgestellt. Das Urteil bleibt zwiespältig. Doch: „Die Öffnung für nationalsozialistische Gesinnung musste jedoch nicht zwangsläufig Preisgabe wissenschaftlicher Standards bedeuten.“ (382) Carsten Heinze, Wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl für Pädagogik der Universität Augsburg, schreibt über „Die Pädagogik an der Universität Leipzig in der Zeit des Nationalsozialismus 1933–1945. Zur regionalen ‚Verfallsgeschichte‘ einer Wissenschaftsdisziplin“ (385–409). Die akademische Volksschullehrerausbildung, die seit 1923 an der TH Dresden, seit 1924 an der Leipziger Universität erfolgte, wurde seit 1936 durch eine Reform der Lehrerbildung in Frage gestellt. Die komplizierte Institutsgeschichte (hier wirkten bekannte Wissenschaftler wie der 1937 faktisch zwangsemeritierte Theodor Litt, nach 1945 kurzfristig reaktiviert) wird auch personalpolitisch (Schaufeln) übersichtlich dargestellt. Dem Beitrag folgt die Kurzstudie „Bildung und Universität. Bestimmungsbegriffe nach Hans Freyer“ (411–426) von Erik Lommatzsch. Der gegen Wissenschaftsautonomie kritische Bildungsbegriff Freyers impliziert staatsorientierten Standortbezug.

Studienorganisatorisch wurde vorübergehend ein „politisches Semester“ eingeführt, das dem Fachstudium voraufging.

Interessant, dass Freyer (1887–1969), der 1948 seinen Leipziger Lehrstuhl verlor, in Goerdelers Nachkriegsplanungen einbezogen war.

Unter der Rubrik „Studenten“ entfaltet Markus Lorenz die AStA-Geschichte seit ihren Anfängen („Vertretungen der Leipziger Studentenschaft im 19. Jahrhundert bis zur Gründung des Allgemeinen Studentenausschusses 1904“; 425–448); die weitere Entwicklung wird angedeutet. Ronald Lambrecht („Studentische Selbstverwaltung und Studentenpolitik an der Universität Leipzig in der Weimarer Republik“; 449–473) verfolgt die organisatorische Entwicklung der Studentischen Selbstverwaltung seit Kriegsende 1918 und AStA-Reform 1923 bis hin zur Domi-

nanz des NS-Studentenbundes seit den Septemberwahlen 1930 und der Ablösung des AStA durch die Deutsche Studentenschaft am 1. Mai 1933.

Sabine Steffens legt eine informative Studie „Zur Geschichte des Frauenstudiums an der Universität Leipzig 1933–1945“ vor (475–495). Vfn. beschreibt (mit statistischen Graphiken unterlegt) das Frauenstudium im Dritten Reich. Das Jahr 1933 stellte einen Wendepunkt dar: Ideologische Schranken (Frauenbild der NSDAP) erschwerten den Zugang der Frauen zu Studium und Promotion. Der Mangel an männlichen Studierenden nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges bewirkte einen Wandel, besonders in den medizinischen Fächern, auch in der philosophischen Fakultät (Sprachen usw.). Wegen mangelnder Berufsaussichten beschränkte sich das Studium bei Juristinnen und Theologinnen auf Einzelfälle. Übrigens: In Leipzig wurden Frauen seit 1906 zum Studium zugelassen; im Jahre 2003 waren in Leipzig insgesamt 60% der Studierenden weiblich (16.876 von 27.997 Studierenden). Im letzten Beitrag schreibt Andreas Thüsing über die kurzfristige Reaktivierung des „Leipziger Studentenrats 1947–1948“ (497–522). Ein „Stura“ entstand 1947 als studentisches Vertretungsgremium wieder, bevor nach Gründung der DDR 1949 die FDJ diese Aufgaben übernahm.

Archivalische Recherchen zu den Vorgängen um die mit 77 Dozenten und 1261 Studenten am 5. Februar 1946 wiedereröffnete Universität ermöglichen einzelne Korrekturen und Ergänzungen. Abschließende Hinweise (Verhaftung des Vorsitzenden W. Natoneck am 12. November 1948; Neuwahlen unter Dominanz der SED, zentrale Selbstauflösung der Studententräte in der DDR 1950/51 u. a.) runden den Beitrag ab.

Im Anhang (525–585) beigegeben sind Liste der „Rektoren und Dekane 1852–1918; 1919–1945“, Auswahlbibliographie, Personenregister und Autorenverzeichnis. Korrigendum: beim Dekanat Heinrich Bornkamps auf S. 536 muss es „Kirchengeschichte“ (nicht: Praktische Theologie) heißen.

Leipzig

Kurt Meier

Fuchs, Stephan: „Vom Segen des Krieges“. Katholische Gebildete im Ersten Weltkrieg. Eine Studie zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus. (Contubernium. Tübinger Beiträge zur Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte; 61). Stuttgart (Franz Steiner) 2004, 372 S., kt. ISBN 3-515-08316-2.



Der vorliegende Band, eine 2002 von der Geschichtswissenschaftlichen Fakultät der Universität Tübingen angenommene Dissertation (Betreuer Prof. D. Langewiesche), widmet sich eindringend einem mentalitätswissenschaftlichen Thema im Rahmen der akademischen Elitenforschung. Die Studie bietet in sorgsamer mediengeschichtlicher Auswertung ein eindrückliches Bild über die „Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus“ im Blick auf den Ersten Weltkrieg. Die Analyse ist auf Stimmen aus dem Katholizismus begrenzt, die weit weniger untersucht sind als solche aus dem Protestantismus. Auch die Studentengeschichte des Kaiserreichs gilt dem Verf. als protestantisch dominiert.<sup>(20)</sup> Abhilfe schaffe dazu jetzt eine Tübinger Dissertation von Christopher Dowe über die katholischen Studierenden im wilhelminischen Deutschland. Bisher sei es nur wenigen Autoren gelungen, die Studentengeschichte des Kaiserreichs konfessionell ausgewogen darzustellen.

Die Forschung zum Ersten Weltkrieg, „die seit der sogenannten ‚FISCHER-Kontroverse‘ um die Kriegsursachen an Breite gewonnen und andere Akzente gesetzt hat“ (17), ist durch Berücksichtigung und Annotierung neuerer Literatur einbezogen (Anm. 69 f.), verständlicherweise ohne im einzelnen nachgezeichnet zu sein. Abkürzungsverzeichnis, ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie Korporations-, Orts- und Personenregister folgen im Anhang (309–370), der auch etliche Abbildungen enthält.

In Teil I („Die Grundlagen der Arbeit“; 1–63) werden nach methodologisch-konzeptionellen Ausführungen „Thematische Schwerpunkte und Forschungsstand“ (3.) „Die wichtigsten katholischen Akademikerverbände und ihre Publikationen“ als „Quellen zur Kriegsdeutung im akademischen Katholizismus“ vorgestellt: das betrifft vorrangig die „Akademische Bonifatius-Einigung“ (Organ: „Akademische Bonifatius-Korrespondenz“), den „Cartellverband der katholischen Deutschen Studentenverbindungen“ (=CV) mit seinem Organ „Academia“, den „Cartellverband der katholischen Studentenvereine“ (=KV) mit den „Akademischen Monatsblättern“, den „Verband der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine *Unitas*“, das „Sekretariat Sozialer Studentenarbeit“ unter dem Studentenfarrer Carl Sonnenschein (Organ: „Soz. Studentenblätter“), ebenso den „Verband der katholischen Studentinnen-Vereine Deutschlands“ (Organ: „Die katholische Studentin“) und den „Hochlandverband der katholischen neustudentischen Ver-

bindungen“; letzterer entstand erst unmittelbar vor dem Krieg, erfuhr aber in der Nachkriegszeit stärkste Aufwärtsentwicklung (Organ: seit 1916/1917 „Kriegsmitteilungen“; „Neues Studententum“). Der Hochlandverband, von der Jugendbewegung beeinflusst, war eine abstinentere Studentenverbindung, der wie auch der *Unitas* viele Theologen zugehörten.

Das Hauptkorpus der Arbeit („Die Kriegsdeutung katholischer Akademiker im Ersten Weltkrieg“; 65–297) bietet in fünf Kapiteln das Erscheinungsbild der katholischen akademischen Verbandspublizistik. Der Titel der Arbeit ist einem Leitartikel der Bonifatius-Vereinigung entnommen (1–13). Eine regelrechte Kriegsbegeisterung fand sich vor allem in der „Academia“, dem Organ des CV; ähnlich die „Akademischen Monatsblätter“ des KV. In anderen katholischen Studentenverbänden, in denen ebenfalls Ehemalige, sogenannte „Alte Herren“, publizierten, finden sich entsprechende Äußerungen sparsamer. Verf. konstatiert: die katholischen Verbände hoben sich kaum von der in bürgerlichen Kreisen üblichen Kriegsbegeisterung der ersten Stunde ab; unterschiedlich starke Ernüchterungstendenzen setzten indes bald ein. Vor allem das „Hochland“ und auch „Die katholische Studentin“ äußerten sich zurückhaltender. Als die gemutmaßte sittliche Veränderungskraft des Krieges auszubleiben schien, kam es (besonders bei den „Sozialen Studentenblättern“, aber auch anderenorts) bald zur Ernüchterung, während z. B. beim Cartell-Verband (CV) und Cartell-Verein (KV) Durchhalteparolen und extreme Kriegszieldiskussion – oft bis zuletzt – dominierten. Insgemein wurde der Krieg in katholischen Kreisen als nationale Bewährungsprobe empfunden; man wollte angesichts protestantischer Dominanz im wilhelminischen Kaiserreich als gleichberechtigt anerkannt werden. Gelegentlich wurden dadurch für die Zeit nach Kriegsende günstigere Karrieremöglichkeiten für katholische Akademiker erwartet. Seit dem „akademischen Kulturkampf“ zwischen katholischen und nicht-katholischen studentischen Verbindungen in den Jahren 1904 bis ca. 1908 hatte der Vorwurf nationaler Unzuverlässigkeit geschwelt, den man durch ebenbürtigen Kriegseinsatz zu widerlegen hoffte. Dadurch war auch die Verehrung für den deutschen Kaiser Wilhelm II., der sich damals für die katholischen Verbände ausgesprochen und zur Toleranz gemahnt hatte, mitbegründet. Unter den politischen Identitätsfiguren fanden sich neben dem deutschen Kaiser und Hindenburg auch Bismarck, obwohl der Kulturkampf



der 70er Jahre dabei für die Katholiken stets eine etwas peinliche Frage geblieben war. Die verkündete Heldenverehrung wies auch sonst säkularreligiös-nationalistische Züge auf; viele emphatische Gedichte dienten dem Kriegswillen und der Kriegsverkürzung. Die künftige Weltgeltung Deutschlands (besonders im CV und KV als politische Weltherrschaft nach erhofftem Sieg propagiert) wurde von der Mehrheit der Unitas-Mitglieder stärker geistig-kulturell verstanden. Der von Theologen geprägte Unitas-Verband hatte allein stärker das Bedürfnis, den Nationalismus theologisch zu rechtfertigen (157). Besonders fragwürdig sind manche Theologumena der Kriegsdeutung, wie sie selbst von einzelnen Professoren katholischer Fakultäten vertreten wurden. J. Mausbach äußerte dabei im Dezember 1916 noch relativ gemäßigt „die feste Gewißheit, daß unser nationaler Kampf einer gerechten und heiligen Sache gilt, daß unser Sieg auch der wahren Kultur und der Förderung des Reiches Gottes dienen wird.“ (249)

Zum Sinnstiftungsproblem des Krieges ist viel Aufschlussreiches zusammengetragen, auch die gesellschaftspolitischen und konfessionellen Erwartungen nach siegreichem Kriegsausgang sind sorgfältig ermittelt. Die Aspektfülle der politisch-ideologischen Semantik ist bemerkenswert: In Kapitel 2 (1. „Die Haltung katholischer Akademiker zum Kriegsausbruch“; 2. „Katholische Akademiker im Krieg.“) wird die Identifikation mit dem Kriegsgeschehen ebenso umfassend wie detailliert geschildert (Gefallenenehrung als Heldengedenken, Siegeszuversicht, Feindbilder u.v.m.). In Kapitel 3 („Der Blick nach außen: Auswirkungen des Krieges auf Gesellschaft, Staat und die Rolle Deutschlands in der Welt“) stehen vermeintlich positive Veränderungen durch den Krieg zur Debatte. Ein verinnerlichter Nationalismus, als auch religiös angereichertes Nationalbewusstsein verstanden, hatte auch die katholische Akademikerschaft erfasst, wobei unterschiedliche Nuancen deutlich werden. In Kapitel 4: „Der Blick nach oben: Krieg und Religion – Gott im Krieg“ werden theologische Fragen (oft nationalistic verfremdet) erörtert: etwaige religiöse Erneuerung durch das Kriegsgeschehen, Krieg als „Generalprobe des Weltgerichts – Sinn von Krieg und Leid“, Reaktion auf französische Anklagen: Verrat am Katholizismus; Erklärung des Krieges etc. Traditionelle Heilige und Märtyrer spielten außer Sankt Michael keine besondere Rolle, höchstens Bonifatius, bei den Frauenverbänden die heilige Elisabeth von Thüringen. Positiv gewürdigt

wurden auch die Heldenväter aus der Zeit der Befreiungskriege, ebenso der deutsch-französische Krieg 1870/71 (Reichsgründung); der Weltkrieg wurde als Vollendung der Befreiungskriege betrachtet (146f.). Von Dichtern erlangte nur Heinrich Lersch größere Bedeutung. Eine gewisse Angleichung an das protestantische Geschichtsbild war zu finden (155); leider beginne es erst mit 1517. Biblische Bezüge fanden sich im Blick auf Röm 13. Mit Verweis auf Jürgen Ebach: „Das Erbe der Gewalt: eine biblische Realität und ihre Wirkungsgeschichte“ (Gütersloh 1980) betont der Verf., dass im Gegensatz zu protestantischen Theologen die Bibel bei der Deutung des Krieges in den Reihen der katholischen Akademiker nur eine untergeordnete Rolle spielte (255). Nur ein alttestamentliches Zitat habe sich finden lassen, häufiger wurde das Neue Testament zitiert, v.a. Joh. 15,13: „Niemand hat größere Liebe denn die, dass er sein Leben lässt für seine Freunde.“ Darin komme die bei katholischen Gebildeten verbreitete Ansicht zum Ausdruck, „die den Kriegsdienst und insbesondere den Schlachtentod als praktizierte Nächstenliebe im Sinne von Liebe zur eigenen Familie und zum Vaterland deutete.“ (257) Auch Matth. 10,34 findet sich: Jesus ist nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Die vor allem bei den katholischen Akademikerinnen (252), aber auch sonst, etwa in abgedruckten Feldpostbriefen gelegentlich geäußerte Friedenssehnsucht sei hervorgehoben. Man wird aber nicht übersehen dürfen, dass viele kritikreiche Ansichten unausgesprochen blieben oder nicht schriftlich fixiert wurden (Zensur; Gefahr, sich Defätismusvorwurf auszusetzen). Wichtig ist, dass sich auch eine ganze Reihe von Zitaten finden, die (Kapitel 5) den „anderen Blick auf den Krieg“ (265–297) belegen. Hingewiesen wird hier auf die zermürbende Eintönigkeit des Krieges, auf Verrohung und Abstumpfung, sittliche Verfehlungen draußen und in der Heimat, der „Krieg als Widerspruch gegen die christlichen Prinzipien – Friede als dauernder Zweck der sittlichen Weltordnung in der Hand der ewigen Macht“ (295); in vielen anderen Facetten spricht sich unterschiedliche Kriegskritik aus. Der Verf. hat hier Belege für Friedenssehnsucht und Kriegskritik gesammelt. Eine ähnliche Entwicklung ließe sich im protestantischen Bereich nachweisen (vgl. die unterschiedliche Kriegszieldebatte). Hier hat der liberale Kirchenhistoriker Adolf von Harnack (Berlin) während des Ersten Weltkrieges eine Entwicklung zum Demokraten durchlaufen. Das vom Verf. mus-



tergültig Analytierte und Interpretierte für den akademischen Katholizismus böte ausreichend Material für einen interkonfessionellen Vergleich.

Die Schlussbetrachtung (299–308) bietet ein differenziertes Urteil, wie es sich aus dem aspektreichen Gesamtbild ergibt: Obwohl die meisten katholischen Akademiker keinen Gegensatz zwischen ihrer überlieferten Religion und dem Nationalismus sahen, da die Sakralisierung der Nation mit einer sukzessiven Nationalisierung der christlichen Religion korrespondierte, unterschieden sie sich erheblich in der Deutung des Krieges: „Von einer kollektiven Weltsicht des akademischen Katholizismus kann keine Rede sein. Die in der Forschung oftmals gezeichnete Einheit des Katholizismus existierte im Ersten Weltkrieg jedenfalls nicht.“ (307) Die im Corpus der Arbeit geschilderten Sachverhalte einer unterschiedlich akzentuierten Haltung katholischer Akademiker zum Ersten Weltkrieg werden an der jeweiligen, mentalen Ausrichtung der einzelnen akademischen Verbände nochmals zusammenfassend verdeutlicht.

Leipzig

Kurt Meier

Altermatt, Urs (Hrg.): *Katholische Denk- und Lebenswelten. Beiträge zur Kultur- und Sozialgeschichte des Schweizer Katholizismus im 20. Jahrhundert*, Freiburg/Schweiz: Academic Press Fribourg 2003, 263 S.

Selbstbewusst sprechen die Autorinnen und Autoren mittlerweile von einer eigenen „Freiburger Schule“ der Religions- und Geistesgeschichte. Ihre Forschungen zum „katholischen Milieu“ decken in der Tat bereits recht viele Aspekte der Binnenentwicklung des Katholizismus im 20. Jahrhundert und der Beziehungen zum gesellschaftlichen Umfeld der Schweiz ab. Was für Deutschland in vielen regionalen Milieustudien geleistet wurde und wird, leisten die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Freiburger Seminars für Zeitgeschichte um Urs Altermatt für den deutschsprachigen Teil der Schweiz. Dabei konnten sie auf das von Altermatt bereits 1989 entwickelte theoretische Raster einer „katholischen Subgesellschaft“ zurückgreifen. Die seither durchgeführten Forschungen erweitern dieses Deutungsschema. Urs Altermatt und Franziska Metzger verstehen diese Subgesellschaft (alternierend: Milieu) als eine Kommunikations- und Symbolgemeinschaft, in der und durch die Identität konstruiert wird (durch Abgrenzung nach außen und Organisation nach innen). Diese Subgesellschaft funktioniert über Netzwerke von

Personen (Eliten, Intellektuelle) und Organen (etwa Zeitschriften oder Vereine). Innerhalb des Katholizismus unterscheiden die Autoren mehrere Teilmilieus; so sprechen sie für die Schweiz von einem Mainstreamkatholizismus und einem christlichsozialen, reformkatholischen und rechtskatholisch-integralistischem Teilmilieu. Diese stellen aber keinen monolithischen Block dar, sondern sind nach Regionen, nach Generationen, nach sozioökonomischen Faktoren sowie unter der Gender-Perspektive zu differenzieren.

Nach diesem von Altermatt und Metzger in ihrem theoretischen Einleitungsbeitrag (S. 15–36) dargelegten Raster gehen die Beiträge des Sammelbands vor. Sie beruhen zum großen Teil auf Abschlussarbeiten am Freiburger Seminar für Zeitgeschichte und wurden im März 2002 auf einem Forschungskolloquium der Öffentlichkeit vorgestellt.

Im ersten Teil wurden Beiträge aufgenommen, die sich den katholischen Lebenswelten widmen. Der Pluralisierung der Sonntagskultur von der Strukturierung des Tages durch gottesdienstliche Feiern zu Versuchen einer Neubelebung durch zivilreligiöse Tendenzen geht Urs Altermatt nach (S. 39–54). Am Beispiel der Stadt Leuk im Wallis untersucht Roland Kuonen Heirats- und Beerdigungsrituale, deren soziale standesdifferenzierende Funktion bis in die 1950er Jahre erhalten geblieben war (S. 55–65). Bis zum Zweiten Vatikanischen Konzil stellten die Volksmissionen ein zentrales Mittel außerordentlicher Seelsorge dar, deren religiöse und soziale Dimensionen Patrick Geiger analysiert (S. 67–84). Dass die von einem Protestanten gegründeten Raiffeisenkassen in der Schweiz vor allem im katholischen Milieu reüssierten und als Modernisierungshelfer für die bäuerlich-kleinbürgerlichen Sparer wirkten, ist die von Stephan Moser entwickelte These (S. 85–96). Mirjam Moser beschreibt den Aufbau des katholischen Vereinswesens in Olten für Frauen und das in diesen Organisationen vermittelte weitgehend traditionelle Frauenbild (S. 97–118). Die gesamt-schweizerische Ergänzung dazu liefert Mirjam Künzler, die der in katholischen Frauen- und Familienzeitschriften vermittelten Sexualmoral und dessen Wandel „vom erhabenen katholischen Zeigefinger zur Emanzipation der katholischen Frau“ nachgeht (S. 119–131).

Diese schweizer katholischen Lebenswelten waren bestimmt von konkreten Denkhorizonten, die im zweiten Teil des Bandes beschrieben werden. Eine nationale Identität wurde hergestellt durch den Eidgenössischen Betsag, der Religionen